

Zur 100-Jahrfeier des historischen Verein des Kantons Bern

Autor(en): **Feller, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **8 (1946)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-241116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZUR 100-JAHRFEIER DES HISTORISCHEN VEREINS DES KANTONS BERN

Festvortrag von Professor R. Feller in der Aula der Universität
vom 23. Juni 1946

Vier Männer riefen im Juni 1846 zur Gründung des Historischen Vereins in Bern, die alt Regierungsräte Rudolf Fetscherin und Adolf Bandelier, der Theologe Ludwig Lauterburg und Fürsprecher Karl Lutz. Das Berner Land wurde damals von einem Aufruhr der politischen Sitten erschüttert, aus dem eine neue Verfassung hervorgehen sollte. Die milde Umgestaltung von 1831 hatte Bern wohl neue politische Formen gegeben, aber Bern bei seinem hergebrachten Alltag belassen. Eine junge Schule, reich begabt und rücksichtslos, entfesselte 1846 den Sturm, um den schweren Gleichgang Berns der Eile des Jahrhunderts anzupassen. Es ging der Glaube um, daß die Verfassung das Ganze des Lebens ausmache, und er war mächtig, die einen mit Zukunft zu schwellen, die andern mit Sorgen zu schlagen. Diese Bekümmerten sahen auf hohen Wogen ein altes Bern schwanken, das der nächste Wellensturz begraben konnte. Da sprang die Sehnsucht auf, die Vergangenheit, die von der Gegenwart verschlungen wurde, in das Gedächtnis zu retten und dem Geist anzuvertrauen. Dazu gesellte sich das wissenschaftliche Streben, das nicht von den Schickungen des Tages abhängt, sondern seinem innern Gesetz folgt. Eben tat sich in der Geschichtsforschung eine neue Richtung auf, die Entdeckungen verhiess und mit kühner Fragestellung die Schaffenslust herausforderte.

Der Historische Verein hatte das Glück, in seinen ersten Jahren den Mann zu finden, der ihm nottat. Es war Ludwig Lauterburg. Er studierte Theologie, trat aber nicht in den Kirchendienst, sondern wandte sich der Öffentlichkeit zu und nahm als Redaktor, Großrat und Nationalrat an den Kämpfen der stürmischen fünfziger Jahre teil. Mit heißem Herzen und hellem Auge, mit der Tiefe, die sich nicht ergibt, mit dem heimlichen Feuer, das sich früh verzehrt, suchte er sich den Standpunkt aus, wo er die Waage zwischen Vergangenheit und Gegenwart hielt. Er sah versinken, was ihm teuer war, und er warf sich einem Radikalismus entgegen, der sich aus der herrschenden Lehre des Materialismus nährte.

Was wollte er, wenn er die Vergangenheit aufrief, wenn er mit den Hausgeistern des alten Bern die Taggespenster des neuen, die Freischarenzüge, die wilden Parteikämpfe, beschwor? Hoffte er das rollende Rad der Zeit zu

stellen, das zu vernichten drohte, was er als Berns Tugend verehrte? Wohl ist anzunehmen, daß sich ihm irgendwie die Frage nach dem Sinn der Geschichte stellte. Wie er sie beantwortete, steht dahin. Genügt doch kaum die strenge Gerechtigkeit, ein ausreichendes Bekenntnis davon abzulegen. Auch aus seinen Gegnern sprach ein hohes Verlangen, sprach jene unwiderstehliche Notwendigkeit, die in das Menschengeschlecht versenkt ist. Vom Glauben an die Zukunft, vom Fortschritt war die Welt beschwingt. Hatte einst das Beispiel der Ahnen dem lebenden Geschlecht das Gesetz gegeben, so gebot der Fortschritt nun, daß man klüger sein müsse als die Ahnen, und erlaubte damit jeder Zeit ihr eigenes Gesetz.

Hier erhob Lauterburg warnend seine Stimme. Wenn er auch nicht den unerbittlichen Zug der Entwicklung erkannte, der in unaufhaltsamem Gang die Grenzen der Natur überschreiten mußte, wenn er auch nicht das grausame Wissen hatte, das uns ungesucht zugefallen ist, so wurde er doch seiner Zeit nicht froh. Aber er suchte in der Vergangenheit nicht die Zuflucht, die ihn der Gegenwart enthob. Nein, der vertraute Umgang mit den Jahrhunderten ermutigte ihn, sein Jahrhundert zu bestehen. Kann er das? Gibt er die Überzeugung, daß dem Guten der Preis, dem Bösen die Vergeltung wird? Es ist die Lohnfrage der Geschichte, die versuchend und quälend der Übel größtes, die Schuld, umkreist. Es ist die geheime Verrechnung, die den Freund der Geschichte bis auf den letzten Nerv heimsucht und an den Rand der Erkenntnis führt, wo das Urteil erlischt und kaum eine höhere Eingebung die Stimme zu erheben wagt. Von dem allem hatte Lauterburg die Vorstellung, daß es nicht die erste Bestimmung der Geschichte ist, die Jahrbücher der Entwicklung nachzutragen, sondern die Besinnung der Menschheit zu sammeln und zu läutern.

Für uns ist Lauterburg der Mann, der mit seiner Geistesfrische dem Verein über die ungewissen Anfänge hinweghalf. Rüstig tat und sprach er aus, was andere dachten und hofften. Im besten Alter ist er 1864 gestorben, einer der Glücklichen, die man sich nur jung denken kann.

Eine Verbindung von der Bedeutung unseres Vereins darf sich nicht selbst genügen, darf nicht in Beliebigkeiten aufgehen. Seine Aufgeschlossenheit ist durch seine Arbeiten ausgewiesen. Die Strömungen der Wissenschaft kommen in ihnen zum Vorschein. So wurde in den beiden ersten Jahrzehnten die Frühgeschichte gepflegt, weil eben die ersten Pfahlbauten ausgegraben wurden und unabsehbare Entdeckungen verhiessen. Es folgte die kritische Durchforschung der mittelalterlichen Urkunden und Chroniken, von der die Editionen ausgingen, die ein Verdienst des Vereins ausmachen. Aber Strömungen herrschen nur dann, wenn kräftige Geister ihnen gewachsen sind. Und sie fanden sich. Dem Verein gehörte an, wer sich in die Forschung und das Schrifttum unserer Geschichte eingetragen hat, Gustav von Bonstetten, Edmund von Fellenberg, Gottlieb Studer, Emil Blösch, August von Gonzenbach, Eduard von Wattenwyl-von Diesbach, Moritz von Stürler, Gustav Tobler, Karl Geiser, Heinrich Türler, Heinrich Dübi.

In den allgemeinen Richtungen sind es die besonderen Begabungen, die durchschlagen und jene glückliche Spannung heraufführen, da sich Vordenken und Nachsinnen finden. Und diese Begabungen waren mannigfach und begegneten sich in dem Willen, zu enthüllen und zu erhellen, was dem zerstreuten Blick des Tages dunkel, dumpf und eng zu sein scheint, kurz, die Vergangenheit zu erschließen. Sie haben Gräber aufgedeckt, Trümmer aufgerichtet, Urkunden aus dem Staub gehoben, Chroniken der Öffentlichkeit übergeben und so das Feld bestellt, auf dem wir ernten, aber uns auch die Pflicht gelassen, den Späteren Gleiches zu tun.

Es ist die Zeitschrift des Vereins, die das geistige Band zwischen 1846 und 1946 schlägt. Sie hieß zuerst Abhandlungen, dann Archiv des Historischen Vereins und ist unter diesem Namen auf unsern Tag gekommen. Daneben ließ der Verein 1894—1904 ein Neujahrsblatt erscheinen. Nachdenklich durchblättert man die Bände des Archivs, in denen sich die Menschenalter mit den Wandlungen ihres Ziels und ihrer Stoßkraft ablösen. Es ist nicht alles von einem Schlag; es läßt sich die Spannweite zwischen bernischer Genügsamkeit und bernischer Nachdrücklichkeit ermessen.

Als der Verein den ersten Band seiner Abhandlungen veröffentlichte, da gingen die Sicherheit, das Ebenmaß und der Duft der Erzählung durch das Geschichtsbuch. Der Geschichtsschreiber wollte mit der bunten Flucht der Bilder unterhalten, mit dem alles beherrschenden Glückswechsel erschüttern, mit dem großen Blick in das Reich des Sittlichen erheben und mit dem beschwingten Wort des Epikers die Eintracht des Geschehens herstellen. So blieb er Diener der Wissenschaft und ward zugleich mit seinem Leser eins. Doch gegen 1850 setzte die kritische Forschung ein, die andere Pflichten verlangte und eine andere Genugtuung verhieß. Der Blick drang tief und immer tiefer, um die tausend großen und kleinen Ursachen des Geschehens zu ergründen. Wenn die Dinge nicht zum Einklang kamen, so war das nicht Enttäuschung, sondern die Bestätigung der forschenden Gewissenhaftigkeit. Es sank der Faltenwurf des großen Schicksals, das erhebt, indem es zermalmt. Die Verehrung wich dem Scharfsinn, der sich nicht Halt gebieten darf.

Rechenschaft von der Arbeit gab der spaltende Bericht, bestenfalls die zusammenfassende Schilderung. Die epische Freiheit, einst Klios holde Gabe, wurde aus dem Pflichtenkreis der Geschichtsschreiber verbannt, weil sie sich nicht mit der Genauigkeit verträgt. Der Lohn des Geschichtsschreibers war nicht länger der Umgang mit unmeßbaren Mächten, sondern der Fund, der überrascht. Ob das Reichtum oder Armut war, wird man wohl besser an der zweiten Jahrhundertfeier des Historischen Vereins beantworten können als an der ersten, die nur vermuten kann, daß eine Wandlung heraufzieht, aus verschiedener Veranlassung. Die kritische Schule verlangte vom Forscher eine Empfänglichkeit, die nicht mit der des Lesers übereinstimmte. Der Geschichtsschreiber geriet in eine Winkelstellung. Während er in Wort und Schrift der Genauigkeit des Scharfsinns huldigte, blieb das Verlangen des Lesers gleich; es ersehnte die Erzählung, die wie den Verstand so auch das Herz anmutet.

Reine Wissenschaft entschädigt dafür nicht, gerade in unserer Gegenwart nicht, da die Menschheit in das unheimliche Alter getreten ist, wo sie ihre Erhaltung fast mehr vom Versagen als vom Gelingen der Wissenschaften erwarten möchte.

Schwer fällt es dem Fachmann, dem erwachenden Bedürfnis entgegenzukommen. Die Wissenschaft vermag Großes, aber sie kann nicht gleich die verlorene Kunst des Erzählens zurückbescheiden. Dazu bedarf es einer Bildung des Geistes und des Gemüts, die nicht plötzlich kommt, sondern durch eine lange Wandlung geht. So griff man nach Aushilfen. Die geläufigste ist die historische Belletristik. Man beschritt diese Hintertreppe um so rüstiger, als sie mit unbegrenzten Reizmitteln ausgestattet ist. Der Historiker kann wohl die echten Zugänge zur Vergangenheit erschließen; aber der Historiker ist noch nicht erstanden, der die unechten verschließt. Aber auch Fachleute suchten nach verstärkter Anziehungskraft. Sie luden die Vergangenheit mit den Problemen der Gegenwart, aus der Rechtfertigung, daß die Vergangenheit dazu da sei, die Gegenwart aufzuklären. Dies trifft zu; aber der Zweck wird nicht erreicht, wenn man der Vergangenheit leiht, was die Gegenwart gerne in ihr sehen möchte. Das hat eine Gefahr, weil die Grenze schwer erkennbar ist, wo die Selbstgerechtigkeit auf Kosten der Vergangenheit beginnt, und weil die Versuchung um so größer ist, je mehr das Bedürfnis nach Selbstbetäubung herrscht. Gewiß ist dabei das eine, daß die Vergangenheit zum Aschenbrödel wird, das wehrlos alles über sich ergehen lassen muß.

Von der Gegenwart aus über die Vergangenheit zu urteilen, ist leicht; von der Gegenwart aus bei der Vergangenheit einzukehren, ist schwer. So muß der Geschichtsfreund eine große Anstrengung aufbieten, um sich aus der Gegenwart, da jedermann lesen und schreiben kann, hinwegzuheben und in jenen versunkenen Zeiten heimisch zu werden, da kaum ein Zehntel der Menschen lesen und schreiben konnte und dafür die Seligpreisungen der Armen am Geiste, der Sanftmütigen und Friedfertigen mit süßem Laut unzählige verlassene Geschlechter erquickten. Wendet er den Blick von hier zurück, welchen Anblick bietet ihm die Gegenwart? Schwer wird es, das besagt der Blick, von der Vergangenheit aus die Gegenwart zu beurteilen.

Es hebt noch eine andere Wandlung an, und sie gilt dem Sinn der Geschichte. Durch mehr als hundert Jahre war es der Auftrag der Geschichte, den Fortschritt des Menschengeschlechtes zu begleiten, ihn zu verkünden und glaubhaft zu machen. Dieser Auftrag verstand sich von selbst, weil der Gang der Zeit mit der Arbeitsweise des Historikers übereinstimmte. Wie aus den trüben Niederungen der Vergangenheit die helle Gegenwart aufging, so arbeitete auch der Historiker seinen Stoff aus den dunklen Überresten der Vergangenheit zum Licht empor. Entwicklung war da wie dort der Antrieb. Doch dahinter lauerte die Enttäuschung. Weil der äußere Fortschritt das Leben beflügelte, ja bis zur Berauschung schwellte, nahm man an, daß der innermenschliche Fortschritt von selber sich einstelle. Die Wechselwirkung zwischen innerem und äußerem Fortschritt, zwischen Geist und Stoff hat

ihr eigenes Gesetz, das noch nicht entdeckt ist. Schillers Wort besteht: «Satt essen und warm wohnen sind die Vorbedingung zu aller Kultur.» Aber der Geist hat sein besonderes Wehen. Darum ertönt heute, da der äußere Fortschritt sich selbst zerstört, die bange Frage, ob noch der innere möglich sei, aus der Dämmerung heraus, daß dieser die letzte Hoffnung, der letzte Hort sei.

Und hier ergeht auch an den Geschichtsbetrachter der Ruf. Mühsam ist ihm die Wahl, was er zu verabschieden, was er dafür einzunehmen hat. Denn der sichtbare Fortschritt war für die letzten Menschenalter kein leerer Wahn, sondern ein lebensstarker, beglückender Glaube. Zögernd nur sucht der Geschichtsfreund seine neue Sicht. Doch es gibt Augenblicke, da das Bekenntnis entgegen den Regeln der Forschung der Erkenntnis vorangehen darf, das Bekenntnis zu der Zuversicht wenigstens, daß die Geschehnisse mit den Erdenkindern nicht so grausam listig verfahren, sie zu erheben, um sie desto tiefer zu stürzen. Aber zagend und beladen nur lenkt der Geschichtsbetrachter in alte verlassene Bahnen ein, wo ihm aus der Verwirrung die verschollene Überzeugung entgegenkommen mag, daß die sichtbaren Fortschritte in Wirtschaft, Technik und Lebenshaltung wohl Erscheinungen sind, nicht aber der Sinn der Geschichte sind, daß die Geschichte ihre Erfüllung im Sittlichen findet, das unversiegbar durch die Zeiten geht. Das legt der Geschichtsforschung die Pflicht auf, diejenigen auszufinden, die mit Verantwortung handelten, und ihnen den Rang anzuweisen.

Im weiteren sich jetzt schon mit Bestimmtheit darüber zu äußern, wäre Überhebung. Es schimmert nur ein Zusammenhang mit unsichtbaren Mächten durch, die noch auf keiner Erdkarte eingetragen sind und ihren Ausweis im Völkerrecht erst finden müssen. Da hier die sichtbaren Zeichen fehlen, so ist der Geschichtsbetrachter auf unsichtbare Begegnungen angewiesen. Sie mögen ihn in seiner Pflicht bestärken, wie der Vergangenheit so auch der Gegenwart zu dienen, und ihn ermutigen, die Prozesse aufzunehmen, die von der Vergangenheit unausgetragen der Gegenwart vermacht werden. So hat das 19. Jahrhundert zuversichtlich die Befreiung des Individuums durch die Menschenrechte angehoben und dabei der Gemeinschaft zuwenig geachtet; heute verlangt diese ihr Recht. Der Geschichtsbetrachter ist in solchen Fällen nicht zum Richter berufen; aber er vermag vielleicht hinzudeuten, vor welchen Gerichtshof der Streit verwiesen werden kann, und als Anwalt eine Sache zu führen, die sonst keinen andern findet.

Wenn sich auch die Geschichtsbetrachtung wandelt, unser Gegenstand bleibt sich gleich, es ist die Vergangenheit Berns. Was gibt sie dem Betrachter, was verlangt sie von ihm? Es ist keinem Volk erlaubt, seine Palladien preiszugeben; sie auch nur zu enthüllen, kann allein von der höchsten Not gerechtfertigt werden. Wo es ohne Not geschieht, gerät es, wie billig, nur zu Worten. Doch darf hier die Dichtung in ihr Recht treten. Höhere Verantwortung hat sie nicht als die Geschichte. Aber mit ihrer größeren Sprache und edleren Freiheit darf sie an die Geheimnisse rühren, die in einem Volk beschlossen sind. Wir begnügen uns, zu prüfen, welche geschichtliche

Erkenntnis von unserer Stadt ausgeht. Wohl würde uns diese flüchtige Stunde erlauben, nur Berner zu sein. Aber weil ohne Eidgenossenschaft kein Bern und ohne Bern keine Eidgenossenschaft, tut sich der Blick von selber auf. Unser Verein hat nicht nur bernische Geschichte gepflegt.

Was war das alte Bern? Wir wollen nicht mit dieser Frage die Hymne Berns anstimmen, sondern nur versuchen, sein Sichtbares zu begreifen. Bern war der größte Ort der Eidgenossenschaft und die kleinste unter den europäischen Grossmächten. Es war der einzige Ort, der sich vom Schneegebirge bis in den Jura erstreckte und der Eidgenossenschaft das größte Gebiet einkehrte, das um so schwerer wog, als die hohe Politik noch nicht die ganze Erde umspannte, sondern auf einen engen Kreis beschränkt war, jenseits dessen man Schlummervölker und Wüsteneien vermutete.

Es ist schwer, von diesem Bern zu reden, das mehr die Steine als die Zungen von sich zeugen ließ. Bern war nicht nur der große, sondern auch der geborgene Ort, der nur auf kurze Strecken, am Genfersee und im Fricktal, ans Ausland stieß. Es durfte sich mehr als andere auswählen, was ihm zusagte, und es wählte die Gefahr. So wurde es der Ort, der sich oft ohne die Eidgenossenschaft dachte, ohne sie, ja gegen ihren Willen handelte, der Wolken sah, wo andere heiter blieben, und seinen Stern erblickte, wo andere den Himmel verhängt wähten. Es war der Ort, der den Westen der Schweiz, das alte Burgund, zusammenfaßte und gestaltete, der sich in der hohen Politik übte, um den Westen vor den fremden Mächten zu bewahren, der aber auch seine Sendung mit der Verlassenheit von 1798 entgalt. Größere Versuchungen umkreisen den Starken, tiefere Spuren hinterläßt sein Schritt. Darum ist ihm bestimmt, seine Schuld abzutragen, während der Schwarm der Unverantwortlichen unter die Marke sinkt, unter der man ausschlüpft. Darum verlor sich Berns Geschichte nicht in Anekdote, sondern führte ein Hausbuch, in dem Soll und Haben nach dem Maß der Jahrhunderte verrechnet wurden.

Und Bern hat sich weniger verstrickt, als seine Gelegenheiten erwarten ließen, weil es um die Beschränkungen wußte, die ihm auferlegt waren. Weil es unter den großen Mächten die kleinste war, wurde es nicht von jener Willkür der Übermacht verführt, die jenseits der Ehre haust und ihre Grenze nur an einer andern Übermacht findet. Und dann war die Aristokratie in Bern keine Episode, sondern sie machte das Wesen Berns durch Jahrhunderte aus, gerade in Berns ausgreifendem Alter. Die Aristokratie handelte von der Erwägung aus, wie sie die Macht ihren Nachfahren erhalten könne. «Wir, Schultheiß, Klein und Groß Rät der Stadt und Republik Bern, und unsere ewigen Nachkommen», nannte sich einst der Staat Bern. In der Aristokratie durfte sich ein Menschenalter nicht ganz verzehren, nicht die letzte Gelegenheit benützen, während in dem Staat, der die Familienfolge nicht kannte, die Versuchung bestand, daß sich die Macht nur dann ganz genoss, wenn sie bis zum letzten ausgebeutet wurde. Diese Besinnung setzte der Aristokratie die Schranken, die im neuzeitlichen Staat die Verfassung aufrichtet. Die Aristokratie fand ihre Erhaltung darin, daß sie die Herrschaft des Zufalls durch

das Gesetz der Klugheit ausschloss; daher Rousseaus Wort: «Die Republik Bern wird durch die äußerste Weisheit ihres Senats erhalten.»

So war Bern nicht auf die einmalige Überlegenheit, sondern auf die stete Tüchtigkeit, nicht auf den Einzigen, sondern auf den ganzen Schlag gestellt. Der Durchbruch zur persönlichen Größe war unerwünschte Ausnahme. Er wurde im Burgunderkrieg von Niklaus von Diesbach gesucht und erzwungen; er fiel Diesbachs Gegner, Adrian von Bubenberg, durch eine unvermeidliche Fügung zu; er wurde von beiden schwer entgolten. Albrecht von Haller verzehrte sich in unglücklicher Mitte, weil er um seinen europäischen Ruf wußte und doch vom Bernischen nicht lassen konnte. Diese Zurückhaltung hat das Verhältnis zwischen Volk und Regierung bestimmt. Sie waren einander gewachsen und gewogen. Dieses Gleichgewicht zu erhalten, forderte mehr Verzicht, als dem Ruhme Berns entsprach. Sparsam gönnte man sich den großen Augenblick, so wenn die erbeuteten Fahnen ins Münster getragen wurden, wenn am Ostermontag die Obrigkeit in feierlichem Aufzug durch die Gassen schritt. Der Alltag war Geduld und Mäßigung.

Die Mannigfaltigkeit der bernischen Geschichte gestattet nicht, das Verhältnis zwischen Volk und Regierung in ein altes oder ein neues Dogma zu fassen. Er ertrug Ausschläge, die ins Maß zurücksanken. Es gab Augenblicke, da das Volk besser war als die Regierung, so 1589, als es den kläglichen Frieden von Nyon verwarf. Es gab Augenblicke, da die Regierung besser war als das Volk, so in den Tagen von Murten, da sie über den Jammer des Volkes hinweg durchhielt. Nicht aber kennt Berns Geschichte bis zur Gegenwart den verworfenen Fall, daß die Regierung ihre besseres Volk, daß das Volk seine bessere Regierung verdarb.

Was Berns Geschichte den Nachkommen vermacht, ist reich und schwer. Wie empfangen wir es? Seien wir bescheiden. Es ist zu allen Zeiten die Klage laut geworden, die Gegenwart sei reiner Teilnahme an der Vergangenheit nicht fähig. Vor 100 Jahren grollte Jacob Burckhardt: «Gerade darin liegt die Einseitigkeit der Gegenwart, daß sie nur eine Tendenzgeschichte haben will.» Nicht unbillig kann man einräumen, daß auch unsere Gegenwart die Andacht für das Echte zerstreut, die Versenkung zerreißt. Sicher ist, daß die Zeiten für Geschichte ungleich empfänglich sind. Noch ist nicht entschieden, ob geborgene oder stürmische Epochen mehr den Umgang mit den Abgeschiedenen verlangen. Vieles spricht dafür, daß ruhige Zeiten auf der Menschheit Zinnen führen, von denen ein glückliches Geschlecht den Blick dankbar zu den Ahnen erhebt, die gelitten und gestritten haben, auf daß es um so mehr des Daseins sich erfreue. Hier quillt größerer Gewinn als Erkenntnis, hier quillt das urtümliche der Gefühle, die Ehrfurcht.

Aufgewühlte, preisgegebene Zeiten dagegen führen an der Menschheit Grenzen, wo sich erst die Vielfalt des menschlichen Gemüts enthüllt. Es kann Abstumpfung, tödliche Ermattung sein, die nichts mehr weiß, nichts mehr wissen will. Daß das Gegenteil möglich ist, bezeugt das leuchtende Beispiel Athens. Unter dem Entsetzen des Peloponnesischen Krieges hat es geschaffen,

was in das dauernde Gedächtnis der geistigen Welt eingegangen ist und den spätesten Geschlechtern verkündet: «So sank Athen, um fortzuleben.» Es ist des Thukydides Wort vom Besitz auf immer, vor dem sich das Zurechnen von Verdientem und Unverdientem wie billig verflüchtigt.

Auch in gelassenen Zeiten gibt es des Unerbittlichen genug, das an die Fragwürdigkeit des Daseins erinnert. Aber selbst der erbarmungslose Gang der Ereignisse, der gleichgültig das Lebenswerte zertritt, hat sein Zerstörungswerk erst vollendet, wenn er das Gedächtnis so auslöscht, daß es nicht mehr in die Vergangenheit zu entfliehen vermag, um dort den Schimmer für die Zukunft zu erleben, den eine neidische Gegenwart versagt. Dieses Verhängnis ist keinem Volk zu wünschen; wo es aber eintrifft, ist jedem Volk zu wünschen, daß ihm wenigstens diese letzte Besinnung erlaubt sei.

Von solchen Losen, die jenseits des Menschlichen liegen, wenden wir uns den Beruhigten zu, die an ihrer Gegenwart ein Genüge finden und sie zu verstehen meinen, weil sie von ihr umschlungen sind, ahnungslos, daß es nur in den seltensten Fällen erlaubt ist, die Gegenwart so in die Flucht der Zeiten einzureihen, wie es nach 100 Jahren ein erfahrenes Geschlecht tun wird. Allen aber, die nicht satt sind, steht es offen, zu guter Stunde sich gesammelt an das Vergangene aufzugeben, um sich bereichert wiederzufinden. Das tritt ein, wenn wir uns erschließen dem Beglückenden und Erhabenen wie dem Gemeinen und Entsetzlichen, wenn wir nicht das bloß Nützliche suchen, sondern uns dem hingeben, was die Vergangenheit, anscheinend zwecklos und nur von sich selber erfüllt, so eindringlich zubringt, daß es die Nebel lichtet, durch die wir zu sehen und zu sinnen gewohnt sind, und der Aufbruch des Gefühls uns hinträgt zum ersten Bild einer versunkenen Welt, von der sonst nur die blasse Spur der Namen und der Zahlen zeugt. Daß solche Sammlung nicht ein Vorrecht bleibe, dafür besteht unser Historischer Verein.

Was kann nun der Geschichtschreiber tun, der die Vermittlung unter den Zeiten übernimmt und verantwortet? So soll er den Begriff vom Wesen Berns geben. Da ist vorweg einzuräumen, daß mehrere Vorstellungen vom Wesen Berns möglich sind, und es gehört nicht nur guter Wille, sondern auch Glück dazu, die richtige auszufinden. Daß Bern wie die Schweiz eine Eigenart hat, ist gewiß, und bestände sie auch nur in der Gunst des Schicksals; denn Europa hat mehrere kleine Randstaaten, aber nur einen kleinen Binnenstaat unter Großstaaten, dessen Unabhängigkeit einen längeren Stammbaum hat, als ihn die Übermacht dieser Großen auszuweisen vermag. So tritt heute das Seltsame ein, daß das Bürgerrecht der Schweiz, die seit Jahrhunderten keinen Adel anerkennt, Adel geworden ist.

Eigenart ist dunkel und rätselhaft, weil sie sich aus eingeborenem Zug und fremden Schicksal mischt. Da Bern nicht auf einem entrückten Eiland, sondern unter den Kraftlinien des europäischen Geschehens lag, so pochte auch bei ihm die Fremde unweigerlich an. Welchen Einfluß nahm Bern auf? Wo fühlte es sich angezogen und verwandt? Wo war es der Ergänzung bedürftig, wo verschloß es sich? Welchen Pulsschlag trug Bern in das Geschehen? Wie

weit ist es, wie weit sind andere dafür verantwortlich, wenn in seiner Vergangenheit Beschleunigung und Verzögerung wechseln? Ein Hindernis türmt die Vergangenheit: wir können nicht die Schnelle unseres Fortschrittdenkens in die früheren Zeiten zurückverlegen, deren Lebenssinn es war, stet zu bleiben. Hier sprudelt immerfort der Quell der Mißverständnisse.

Der Geschichtschreiber steht zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Soll er sich zuerst erkundigen, wie den Vorfahren zumute war, oder wie dem Leser zumute sein wird? Tut ihm not, darauf zu achten, ob die Gegenwart die Tugenden der Vorfahren, die sie nicht mehr hat, ungerne erträgt, oder ob sie sich gern in ihrem Nachstrahl sonnt? Das muß jeder Geschichtsbetrachter aus dem innersten Geblüt beantworten. Wem sich hier die innere Stimme nicht erhebt, hat seinen Beruf nicht gefunden.

Es ist für den Historiker nicht nur eine Pflicht, sondern auch ein Gewinn, auf den Geist seiner Zeit einzugehen. Seit Anton von Tillier vor 100 Jahren seine Geschichte der Stadt und Republik Bern abschloß, hat sich die Historie an Stoff und Forschung bereichert. Die früheren Geschichtschreiber haben manches unberührt gelassen, was die späteren neu schaffen mußten, so die Wirtschaftsgeschichte, die den innigsten Anliegen unserer Zeit entspricht. Was ist nicht alles von ihr her deutlich geworden.

Letzten Endes aber entscheiden nicht Stoff und Methode, sondern der Geist, und hier sind die Früheren nichts schuldig geblieben. Schon im Altertum wußte man, daß die Geschichte die eingeborene Heimatliebe zur größern Leidenschaft für das Vaterland entflammen kann. Johannes Müller hat seine Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft dieser Bestimmung gewidmet. Auch heute geht es noch darum, ob eine Entrückung aus den Unterabsichten des Augenblicks, der Parteirichtung, des herrschenden Geschmacks und des Absatzes möglich sei, die dem Beispiel Johannes Müllers nachkommt. Es ist die Gesinnung, die den Ausschlag gibt. Von ihr aus trifft der Geschichtschreiber den letzten Entscheid. Will er die Ereignisse nach seinem Geist, oder will er seinen Geist an den Ereignissen bilden?

Das erste erschließt die Weite der Auffassungen vom mythischen bis zum klassenkämpferischen Einschlag, erschließt den freien Spielraum, wo sich das Persönliche in den Farben des Regenbogens bricht. Das erste kann auch eine Glut entfachen, in der die Vergangenheit zu einem Guß zerschmilzt. Das andere, den Geist an den Ereignissen bilden, legt Entsagung und Gehorsam auf, gibt aber die Verheißung, daß der Geist an den Ereignissen wächst. Freilich handelt es sich hier um innere Vorgänge dunkler Art, von denen nur unbestimmte Kunde vorhanden ist. Aber daß diese Vorgänge nicht nur Träume sind, das bezeugt der Erste unseres Schrifttums, Gotthelf, mit dem Bekenntnis: «Sobald ich eine Arbeit anfangen, kömmt ein Geist in sie, der stärker ist als ich.» Das darf auch dem Geschichtschreiber gelten. Wenn er sich bezwingt, sich selbst entsagt, so mag ihm vielleicht werden, was sonst des Dichters Vorrecht ist, es mag ihm die seltene Stunde zufallen, da er Größeres schafft, als er selber ist, und dann hat er seinem Beruf genug getan.